



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der sociale Roman in Deutschland.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der sociale Roman in Deutschland.

Die Epigonen, Familienmemoiren in neun Büchern, herausgegeben von Karl Immermann, 3 Bände, 2te Auflage. Berlin, Ghle 1854.

Die Neigung der Deutschen zur Verallgemeinerung aller individuellen That- sachen und Empfindungen zeigt sich im Roman wie im Leben. Von Zeit zu Zeit, fast in regelmäßigen Perioden, wird bei uns der Versuch gemacht, die Ge- samtheit des Zeitalters, seine Zustände wie seine Ideen künstlerisch abzurunden und als ein Gesamtbild der Nachwelt aufzubewahren. Der älteste Versuch dieser Art war der Wilhelm Meister, der jüngste die Ritter vom Geist. Immer- manns Epigonen liegen ungefähr zwischen beiden in der Mitte. Wenn auch diese drei Werke an dichterischem Werth so ungeheuer voneinander verschieden sind, daß jeder Vergleich nach dieser Seite hin die ausgemachteste Thorheit wäre, so ist doch in ihrem Inhalt und in ihrer Tendenz eine gewisse Gleichförmigkeit nicht zu verkennen und als historische Denkmäler verschiedener Zeitabschnitte dürfte eine Vergleichung zwischen ihnen nicht ohne Interesse sein.

Der Wilhelm Meister erschien 1799, als unsere ideale Dichtung ihren Höhepunkt erreicht hatte; die Epigonen 1835, als der letzte geistige Erwerb der Restaurationsperiode durch die Ideen der Julirevolution zertrümmert war; die Ritter vom Geist 1850, als die jungdeutsche Belletristik den ersten Ver- such gemacht hatte, sich auf politischem Gebiet geschäftig zu zeigen. Diesen zeit- lichen Beziehungen entsprechen die verschiedenen Stimmungen, welche sich in den drei Romanen ausdrücken.

Der Wilhelm Meister ist von einer liebenswürdigen Unbefangenheit, die neben der schönen saftigen, hochpoetischen Farbe wol das meiste dazu beigetragen hat, ihn zum Lieblingsbuch der gebildeten Kreise Deutschlands zu machen. Die Figuren des Romans bewegen sich inmitten der sonderbarsten Verwicklungen mit einer Freiheit und Anmuth, die etwas Bezauberndes hat, und die uns ganz ver- gessen läßt, wie unhaltbar und unterwühlt die Fundamente sind, auf denen sich



diese ganze Gesellschaft bewegt. Der Bürgerstand, von dessen Anschauungen der Roman ausgeht, findet zwar in sich selbst keinen Inhalt, der ihm Genüge geben könnte, aber er bringt den Erscheinungen eine liberale Empfänglichkeit entgegen, und in der Künstlerwelt wie in der aristokratischen Gesellschaft eröffnet sich ihm eine artige Bilderreihe, in der es zwar nicht unbedingt musterhaft, aber heiter und lebendig zugeht. Die Ahnung einer tiefern Poesie des Lebens dämmert aus einigen dunkeln Gestalten, wenn auch nur räthselhaft und unbefriedigend in diese Welt des Scheins, und eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten sehen wir geschäftig, auf bald zweckmäßige, bald unzweckmäßige Weise den fehlenden idealen Gehalt des Lebens wenigstens nothdürftig herzustellen.

Das ist der erste Eindruck, den der Wilhelm Meister auf jedes bildungsbedürftige und poetisch erregbare Gemüth hervorbringt. Die Schattenseite ergibt sich erst bei näherem Nachdenken. Alle diese anmuthigen Bilder sind nur ein leerer Schein, hinter dem sich die grenzenloseste Unwahrheit versteckt. Alles, was Goethes Gegner von Novalis an bis auf Pustfuchen und Menzel gegen den sittlichen Inhalt dieser Dichtung eingewendet haben, ist vollkommen begründet, nur daß überall der Irrthum vorwaltet, die Consequenzen der Reflexion dem freien, unbefangenen Schaffen des Dichters aufzubürden. Goethes dichterische Natur war ein Verschönerungsspiegel, in dem jede Gestalt nur ihre harmonischen Seiten wiederstrahlte. Freilich war damit nothwendig verbunden, daß alle diese Erscheinungen etwas Fragmentarisches zeigen, daß jeder Versuch, einen innern Zusammenhang hineinzutragen, aus dem heiteren Gemälde ein Zerrbild macht. Analysiren wir die Gesellschaft, welche uns Wilhelm Meister schildert, genauer, so versinken wir allerdings in eine bodenlose Unstittlichkeit. Das bürgerliche Leben, welches überall die feste Grundlage der Gesellschaft sein muß, wenn es auch nicht die zartesten Blüten desselben zeitigt, scheint hier allen Glauben an sich selbst verloren zu haben. Werner drückt die bloße Verkümmernng des Erwerbs aus, und Meister das drückende Gefühl der Unfertigkeit, das sich nach irgend einer Ergänzung sehnt, ohne zu ahnen, woher ihm dieselbe kommen soll, und das sich daher blind dem abenteuerlichsten Zufall überläßt. Die Reise, in der Meister seinen ursprünglichen Zweck so vollständig vergißt, daß selbst die Nachricht von dem Tode seines Vaters ihm wie eine Episode erscheint, die ihn nicht näher berührt, muß eine peinliche Empfindung hervorrufen, sobald wir nachzudenken anfangen. Der Versuch, das bürgerliche Leben selbst zu idealisiren, war einem späteren Zeitalter vorbehalten, in welchem wieder Goethe und Tieck als Führer vorangingen. — Betrachten wir nun die ideale Welt, welche das Bürgerthum sich entgegensezt, so finden wir weder unter den Künstlern noch unter den Edelleuten eine viel erbaulichere Aussicht. Bei den einen wie bei den andern ist der Schein und die mit ihm verbundene Lüge fast zur zweiten Natur geworden. Von jenen höhern Interessen, die den Adel anderer Nationen zu einer erhöhteren

Stimmung zu steigern pflegen, ist hier keine Spur. Das Vaterland und die großen Weltverhältnisse deuten sich kaum im Traume an, mit der Religion macht man sich nur ausnahmsweise als schöne Seele zu thun, wenn man grade keine andere Folie für die eigne Persönlichkeit findet. Alles Dichten und Trachten geht darauf aus, eine spielende Beschäftigung zu finden, um dem drückenden Gefühl der Langeweile zu entgehen. Ganz in den Kreis dieser Spielereien gehört die geheime Verbindung, die eine Ironie auf sich selbst ist: denn sie hat die ganz unerhörte Tendenz, alles geschehen zu lassen, wie es eben geschieht, und nur ganz gelinde der individuellen Ausbildung nachzuhelfen. Was aber am meisten in diesen höheren Kreisen der deutschen Gesellschaft befremdet, ist die fast vollständige Abwesenheit aller stärkeren Leidenschaft. Eigenheiten, verschiedene Bildungsstufen, Neigungen und kleine Interessen finden wir in Menge, auch Wohlwollen und Humanität: daß aber einmal ein Mensch aus sich herausginge und von einem gewaltigen Drang ergriffen sich selbst und die Umstände vergäße, davon zeigt sich keine Spur. Das Blut des Lebens pulst fräger, als wir es in unsern nächsten Umgebungen gewöhnt sind. Und wenn selbst in der Depravation bei andern historischen Völkern die höchste Schicht der Gesellschaft zuweilen eine ganz außerordentliche Gewalt der Leidenschaft entwickelt, die noch in ihrer Krankhaftigkeit reizend ist, so scheint hier die Erwägung der Rücksichten, die Entsagung, die Form den Gedanken abzulassen, noch ehe er eigentlich ans Licht der Welt getreten ist. — Freilich finden wir in den vorher angedeuteten dunkleren Partien des Romans jene Blut der Empfindung wieder, die wir in der guten Gesellschaft vergebens suchen; aber hier ist es fast schlimmer, denn es ist die Blut des Wahnsinns, wie lieblich sich auch über sein grauenvolles Antlitz der düstige Schleier der Poesie breitet. Mignon und der Harfenspieler werden geheilt, ihre Poesie war eine Krankheit. Wol hatte Novalis von seinem Standpunkte aus recht, den Wilhelm Meister einen Candide gegen die Poesie zu nennen; denn er löst mit übel verhehlter Bitterkeit auf, was die Romantiker Poesie zu nennen pflegten — nur daß ihr eignes Verfahren, bei dem Wahnsinn stehen zu bleiben und ihn zu empfehlen, weil er poetisch sei, etwas noch viel Schlimmeres war.

So müssen wir bei dem Eindruck des Wilhelm Meister ein zweifaches Motiv unterscheiden. Die erste Generation ergab sich ihm unbefangen und mit vollem Recht, weil sie sich an der Poesie erfreute, die aus jeder Seite dieses Werkes hervorleuchtet. Die folgende Generation aber, die ihn sich durch den Verstand vermittelte, über die augenblickliche individuelle Befriedigung hinauszugehen strebte, und die, was in ihm mangelhaft war, zum poetischen Gesetz erhob, ist, wenn sie zur Reproduction überging, in die widerwärtigsten Mißgriffe verfallen.

In den Ritzern vom Geist haben wir wieder eine geheime Gesellschaft, die den Zweck hat, die fehlende Idealität des Lebens zu ergänzen. Sie hat mit der im Wilhelm Meister das Gemeinsame, daß ihr dieser Zweck nur ganz un-

bestimmt vorschwebt, daß sie sich gewissermaßen daran genügen läßt, ihn nur zu suchen. Aber durch zweierlei unterscheidet sie sich wesentlich: ihre Theilnehmer sind viel weniger berechtigt, in das Leben der Menschen einzugreifen, und ihre Tendenzen sind viel gewalttätiger Natur. Der Bund im Wilhelm Meister bemüht sich, einzelne strebsame Gemüther in den Irrwegen, die zur Bildung führen sollen, schonend zu unterstützen; die Ritter vom Geist dagegen haben keinen geringeren Zweck, als die staatlichen Grundlagen der Gesellschaft zu unterwühlen. Was Lothario und seine Freunde dem hilfsbedürftigen Zeitalter geben wollten, hatten sie wirklich in reichem Maße: individuelle Bildung und Humanität; die Ritter vom Geist dagegen gehen nicht von einem fertigen Evangelium aus, das sie nur der Welt zu verkündigen hätten, sie weichen vielmehr in den wesentlichsten Punkten voneinander ab und sind nur einig in der gegenseitigen Schätzung ihrer Persönlichkeiten. Wie unrecht sie auch in diesem Punkte haben, darauf einzugehen ist hier nicht der Ort. Sie stehen in ihrer Bildung, in ihrer intellektuellen, wie in ihrer moralischen, ebenso tief unter ihrem Zeitalter, wie Göthes Schöpfungen über ihrem Zeitalter standen. Ja, der Dichter scheint mit einem seltsamen Raffinement die unglaublichsten Züge der Unbildung und Unstittlichkeit zusammengesucht zu haben, um sie nur recht klein und schwächlich darzustellen, und was das Seltsamste ist, er hat gar kein Bewußtsein darüber. Er scheint vielmehr jener frechen Coterie, der gegenüber auch der schlechteste Staat in seinem Rechte wäre, da er doch immer der Willkür etwas Positives gegenübersetzen kann, vollkommen recht zu geben. Darin besteht der wesentliche Gegensatz der beiden Perioden. Der Göthische Idealismus fühlte seine eigne Unfertigkeit und strebte mit liebenswürdig kindlichem Eifer, sie zu ergänzen; der moderne Idealismus dagegen fühlt seine eignen Widersprüche als ein Recht gegen die Gesellschaft, die er übermüthig verwirrt, ohne irgend ein Ziel oder eine Lösung vor sich zu sehen.

Zwischen diesen beiden Extremen steht Zimmermann in der Mitte. Es ist in seinen Epigonen recht deutlich zu verfolgen, wie der Wilhelm Meister, dessen erster Eindruck auf ihn gewiß ebenso bedeutend gewesen ist, wie auf jedes empfängliche Gemüth, allmählig ein anderes Ansehen gewonnen hat. Wir finden bei ihm nicht bloß die Hauptmassen der Goetheschen Zustände wieder, sondern wir begegnen auch fast den nämlichen Individuen: aber sie haben sich alle durch die unausgesetzte und ängstliche Beziehung auf die Wirklichkeit in fragenhafte Gestalten verwandelt. Am abscheulichsten ist die Caricatur in dem eigentlich poetischen Theil des Buchs. Die sonderbare Gestalt Blämmchens, in welcher gewissermaßen Rignon und Philine sich vereinigen, versinnlicht uns aufs deutlichste, zu welchen Irrwegen es verleitet, die sogenannten poetischen Ideale an dem Maße realer Bedingungen zu messen. In diesen halb dämonischen, halb burlesken Erscheinungen ist alles zusammengedrängt, was die Restaurationspoesie an wüsten und gräulichen Phantassen aufgespeichert hatte. Alle Unholde, deren sich Zimmermann

seit der Zeit Cardentos entledigt zu haben glaubte, treten uns in noch viel widerwärtigerem Lichte auf dem Boden der modernen Gesellschaft entgegen, und was das Unangenehmste ist, so widerlich und fragenhaft jeder einzelne Zug erscheint, wir werden doch überall an das Vorbild erinnert. In Mignon ist jeder Zug poetisch, weil Goethe grade nur diejenigen Momente ausgewählt hat, die poetisch erscheinen können, weil er nur skizzirt, die Tiefe der Seele nur ahnungsvoll angedeutet hat. Immermann ist aber bis in die körperlichen Motive und Veranlassungen herabgestiegen, und aus der dunklen, poetischen, für uns unauslösbaren Erscheinung ist ein anatomisches Präparat geworden, das sich in unheimlichen, galvanischen Zuckungen bewegt. — Nicht minder finster und unheimlich erscheinen die andern Partien des Gemäldes. — Der Grund davon liegt vielleicht weniger in dem, was erzählt wird, als in der Stimmung, mit der der Dichter es auffaßt. Seine Sympathien und seine Ueberzeugungen sind in beständigem Kriege untereinander. Wenn Goethe den gebildeten Theil der Aristokratie als diejenige Classe der Gesellschaft auffaßt, welche seinem Ideal der Humanität wenigstens am nächsten kam, so war das in den Verhältnissen seiner Zeit, in seiner eignen Individualität und in der ganz exceptionellen Stellung, welche er innerhalb der Gesellschaft einnahm, vollkommen begründet. Er hatte keine Wahl. Außerhalb der Aristokratie und der Künstlerwelt gab es damals in Deutschland keine Gesellschaft. Aber Immermann schildert mit treffenden Zügen und fast schreienden Farben die innere Hohlheit, ja die Unmöglichkeit dieser Aristokratie, und er weiß für die große selbstständige Bedeutung des Bürgerthums einen entsprechenden individuellen Ausdruck zu finden. Dennoch, sobald er seinem Gefühl einmal freie Luft läßt, tritt eine ganz entschiedene Vorliebe für die höhere Gesellschaft und eine ebenso entschiedene Abneigung gegen das Bürgerthum hervor. Bei einem einfachen Romantiker oder einem Gefühlsdichter würde man auch das noch gern ertragen, denn auch das Verfallende bietet häufig sehr anziehende Seiten; aber bei einer durchaus reflectirenden Natur, die alle unmittelbaren Eindrücke auf das ängstlichste zerlegt und auseinanderzieht, macht eine solche Unklarheit der Stimmung einen höchst verlegenden Eindruck. Das Resultat ist ein trostloses, eine vollständige Niedergeschlagenheit, ein mattes und fränkliches Verzagen an aller Gegenwart.

Der gräuliche Ausgang der hier geschilderten bürgerlichen Gesellschaft wird durch nichts versöhnt und gemildert. Es ist nicht nur nichts Tragisches darin, sondern ein starker Beischnack von Lächerlichkeit. Und mit dem Ausgang der adligen Welt ist es nicht anders. Die Mischung von Lächerlichkeit und Gutmüthigkeit, von phantastischem und verständigem Wesen ist so unauslösbare, daß kein reines Gefühl in uns aufkommt.

Wir wollen den Roman noch von einer andern Seite betrachten. Wenn auch der Dichter die Gegenwart in den finstersten Farben schilderte, so mußte er uns doch irgend eine Perspective in die Zukunft eröffnen, er mußte unser Gefühl

an irgend eine bestimmte Aussicht anknüpfen. Aber die strebsame Jugend, die er darstellt, ist wo möglich noch unerträglicher, als die Gegenwart, die sie bekämpft. Wir wollen von den eigentlichen Demagogen absehen, die Zimmermann in der Erinnerung an persönliche Conflicte gar zu fragenhaft dargestellt hat und deren Schicksal er mit unschönem Behagen ausmalt — wie denn überhaupt die Satire gegen bestimmte Persönlichkeiten in diesem Roman eine nicht sehr erfreuliche Ausdehnung gewinnt — aber auch sein Held, der auf der Höhe der Bildung steht und wenigstens guten Willen zeigen soll, ist von einer hoffnungslosen Unstetigkeit und Haltlosigkeit. Sein Vorbild, Wilhelm Meister, staunte mit liebenswürdiger Naivität jede neue Erscheinung als etwas Schönes und Bedeutendes an, alles in der Welt imponirte ihm; Hermann dagegen ist im 23. Jahre vollständig blasirt, nichts macht einen bleibenden Eindruck auf ihn, er experimentirt mit sich und andern auf eine höchst zwecklose Weise, findet sich dabei doch noch immer in neuen Illusionen getäuscht, kurz, er ist ein ganz zweckloser Mensch, der keiner Entwicklung fähig ist. Aus Nothbehelf läßt ihn der Dichter eine Zeitlang wahnsinnig werden, weil er sich einbildet, einen Incest begangen zu haben, dann heilt er ihn wieder und verschafft ihm eine unermeßliche Erbschaft und eine liebenswürdige Frau. Von innerer Motivirung und Symmetrie ist in diesen Ereignissen keine Rede. — Ein anderer Schwärmer der Zukunft, Medon, ist eine ganz unsinnige Erfindung. Er soll ein Fanatiker des Verstandes sein, der mit kalter Bosheit seinen Einfluß auf die preußischen Staatsmänner dazu benützt, die Auflösung der öffentlichen Verhältnisse so weit als möglich zu treiben, um dadurch eine Revolution hervorzurufen. Aber auf welche Weise er das durchsetzen will, erfährt man nicht; die Mittel, die uns gezeigt werden, sind so abgeschmackt, und als sein Unternehmen scheitert, benimmt er sich so jämmerlich weibisch, daß man nicht einmal Mitleid fühlen kann. — Vollends die angeblich hohen und schönen Seelen, durch die uns der Dichter zu trösten sucht, sind so armselig und inhaltlos, daß wir nur annehmen können, er habe sie als bloße Namen betrachtet, an die der Leser seinen Rest von Idealismus beliebig anknüpfen möge. Namentlich eine Johanna, vor der alle Welt anbetend das Knie beugt und die nie anders als mit dem Prädicat die „hohe“ erwähnt wird, ist so blaß gemalt und trägt sich in dem Wenigen, was wirklich erzählt wird, so nüchtern prosaisch und uninteressant, daß wir an der Begeisterung des Dichters ganz irre werden.

755 Fragt man uns nun, wie dieser Roman, der als Kunstwerk die absoluteste Verwerfung verdient — denn auch die äußere Form ist bei den fortwährenden Reminiscenzen an Goethe, Jean Paul und Tieck, die nicht im geringsten zu einander stimmen, höchst unerquicklich — dennoch mit einem gewissen Recht die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums auf sich ziehen konnte, so dürfte der Grund in folgendem zu suchen sein. Zimmermann litt zwar auch im allgemeinen an der Krankheit der Zeit, an ungemessenem Schöpfungstrieb bei sehr beschränkter schö-

pherischer Kraft, allein er war wenigstens ehrlich in seiner eignen Empfindung. Die Stimmung, die als eine vorübergehende in Deutschland wol begriffen werden muß, trat bei ihm lebhafter und unbedingter hervor, als bei seinen Zeitgenossen: dieses unglückselige Gefühl des Mangels an Kraft und Gestalt, das nach allen Seiten hin eiferte und nirgend einen festen Halt gewann, weil es ihn in sich selber nicht suchen durfte. Immermann erkannte auch den Grund dieser Stimmung und gab ihm einen ernsten Ausdruck, zwar nicht in seinen Darstellungen, denn dazu fehlte ihm das Talent, aber in seinen Reflexionen, die zuweisen von einer schneidenden Schärfe sind; und mit einigen derselben, die er zwar verschiedenen Personen in den Mund legt, in denen er aber eigentlich nur seine eigne Anschauung ausspricht, wollen wir diese Darstellung schließen.

„Wir können nicht leugnen, daß über unsere Häupter eine gefährliche Welt-epoche hereingebrochen ist. Unglücks haben die Menschen zu allen Zeiten genug gehabt; der Fluch des gegenwärtigen Geschlechts ist aber, sich auch ohne alles besondere Leid unselig zu fühlen. Ein ödes Wanken und Schwanken, ein lächerliches Sichernstellen und Zerstreutsein, ein Haschen, man weiß nicht, wonach? eine Furcht vor Schrecknissen, die um so unheimlicher sind, als sie keine Gestalt haben! Man muß noch zum Theil einer andern Periode angehört haben, um den Gegensatz der Zeiten ganz empfinden zu können. Unsere Tageschwärmer sehen mit großer Verachtung auf jenen Zustand Deutschlands, wie er gegen das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts sich gebildet hatte und noch eine Reihe von Jahren nachwirkte, herab. Er kommt ihnen schaal und dürftig vor; aber sie irren sich. Freilich wußten und trieben die Menschen damals nicht so vielerlei als jetzt; die Kreise, in denen sie sich bewegten, waren kleiner, aber man war mehr in seinem Kreise zu Hause, man trieb die Sache um der Sache willen Wir sind, um in einem Wort das ganze Glend auszusprechen, Epigonen, und tragen an der Last, die jeder Erb- und Nachgeborenschaft anzuleben pflegt. Die große Bewegung im Reiche des Geistes, welche unsere Väter von ihren Hütten aus unternahmen, hat uns eine Menge von Schätzen zugeführt, welche nun auf allen Markttischen anliegen. Ohne sonderliche Anstrengung vermag auch die geringe Fähigkeit wenigstens die Scheidemünze jeder Kunst und Wissenschaft zu erwerben. Aber es geht mit geborgten Ideen wie mit geborgtem Gelde; wer mit fremdem Gute leichtsinnig wirtschaftet, wird immer ärmer . . . Für den windigsten Schein, für die hohsten Meinungen, für das leerste Herz findet man überall mit leichter Mühe die geistreichsten, gehaltvollsten, kräftigsten Redensarten. Das alte schlichte „Ueberzeugungs“ ist deshalb auch aus der Mode gekommen, und man beliebt von Ansichten zu reden. Aber auch damit sagt man noch meistens eine Unwahrheit, denn in der Regel hat man nicht einmal die Dinge angesehen, von denen man redet und womit beschäftigt zu sein man vorgibt.“ —